Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 20

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637377

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ficher manche seiner Geschichten ausgedacht hat. Da ift auch die Gartenlaube, in der er schrieb, wo er mit seinen Kollegen und

Bfarrfindern ein Plauderstündchen hielt.

Im ersten Stockwerk ist das große Ectzimmer, in welchem Pfarrerdichter am 22. Oftober 1854 den letten Atemzug tat. Daneben das fleine Zimmer, in welchem der Schreibtisch stand, an dem Bigius Sommer und Winter schon früh morgens schreibt. Wir wissen sogar, wo der Schreibtisch seinen Blat hatte: in der Ecke, neben dem einzigen Fenster an der südlichen Schmalfeite.

Interessant ist es, einen Blick in die Kirchenbücher aus Gotthelfs Zeit zu werfen. Mit klarer, zierlicher, sauberer Schrift

machte der Dichter seine pfarramtlichen Eintragungen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Gotthelfs Lebenslauf einzu= treten. Wir erwähnen nur, daß er um Neujahr 1831 gu dem bejahrten Pfarrer Fasnacht nach Lützelflüh tam. Als Pfarrer Fasnacht ftarb, bewarb er sich um deffen Stelle. Er schrieb in seinem Unmeldungsschreiben: "Albert Bigius bittet Hochdieselben um Berücksichtigung ben der Wiederbesetzung der nach frener Wahl zu vergebenden Pfarrei Lützelflüh. Candidat seit dem 19. Juny 1820, nachdem er acht Jahre in Bern studiert hatte, hat derselbe während 12 Jahren, mit Ausnahme eines zur Vollendung seiner Studien in Göttingen zugebrachten Jahres, der Kirche gierung die Wahl zugunften von Bigius. Wenige Wochen fpäter wurden 1700 Livres für den Umbau des Pfarrhauses bewilligt. Denn Bigius ftand im Begriff, in henriette Zeender, eine Großtochter des verstorbenen Pfarrers, heimzuführen. Man hört wenig von Gotthelfs Gattin. Sie war ihm aber ein treuer Arbeitskamerad. Ihr las er am Nachmittag jeweilen vor, was er am Morgen schrieb. Er ließ fie Einwände machen. Sie besorgte die erste Korrektur der Druckbogen.

Dorfwärts, auf der oberen Strafenseite, steht feit 1889 das Botthelfdenkmal, durch Lügelflüh, mit Unterstügung von Ugenftorf und Herzogenbuchsee und der Berner Regierung, erftellt. In einem mehrere Meter hohen Stein ruht das Bronzemedail= lon des Dichters. Auf der weiteren Wanderung kommen wir am "Ochsen" vorbei, der auch in Gotthelfs Interessenkreis bin= einspielte. In Waldhaus aber hat es jene großen Bauernhöfe, von denen Gotthelf schrieb: "Es war ein großes Bauernwesen, das mich umfing, wie man keines außer der Schweiz und außer dem Kanton Bern selten sieht, ein Bauernwesen, in dem es nobler und reicher zuging als auf manchem Edelsigt" ("Bauernspiegel"). In "Geld und Geist" ift die Familie Kipfer im Waldhaus geschildert. Die Beschreibung des Bauernhauses paßt heute noch ganz ausgezeichnet. Im Weiler Flühlen ist der die übrigen Höfe überragende Gngar-Wälti-Hof, der Gotthelf als Borbild für die "Glungge" im "Uli" diente. Sicher werden alle, die die Gegend von Lükelflüh mit offenen Augen durchwandern, ein vermehrtes Verständnis für die Schriften des Dichters mit nach Haufe nehmen.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Der Gang war gegen alle Gewohnheit unbeleuchtet. In meiner Rabine brannte nur die Schreibtischlampe. Ihr ge= dämpftes Licht zeichnete einen hellen schrägen Streifen auf dem rostbraunen Läufer des Banges, der übrige Teil war in Dun= felheit gehüllt. Tropdem glaubte ich, die fliehende Gestalt zu er= fennen. Es war Kobra, der Neger.

Was hatte aber der schwarze Diener von Lawrence bei meiner Kabine zu suchen?... Ich verschwieg Milica meine

Entdeckung und bat sie nur, jest zu gehen .

Wortlos erhob sie sich. Ich wollte sie umarmen, doch sie wehrte sanft ab. Als sie meinen betroffenen Blick gewahrte, flüsterte sie rasch: "Liebling!" Dann war sie verschwunden.

13. Rapitel.

Nun, da ich allein war, ließ ich mir alles nochmals durch den Ropf gehen.

Die hoffnung, die von Williams verfteckten Juwelen zu finden, schien mir mit einem Male bedeutend geringer geworden. Durfte man denn fo ohne weiteres annehmen, daß ein geriebener Kerl, wie es Williams zweifellos gewesen war, kein besseres Bersteck für die Millionenbeute fand, als sie irgend= einem Bekannten zur Aufbewahrung zu übergeben . . .? Bielleicht hatte er dies Mrs. Negri nur erzählt, um ihren Fragen über den Berbleib des Schates zuvorzukommen.

Meine Stepfis ärgerte mich, gerade weil fie nicht gang un-

berechtigt mar.

Um wieviel einfacher schien alles, wenn man an den ollen ehrlichen Rapitan glaubte, der pfeifenrauchend por seinem flei= nen haus, mit der Aussicht auf die Bucht von Monaco, faß, und nur darauf wartete, daß ein gewiffer Eberhard Beindal bei ihm erscheinen und mit einem freundlichen Dant einen tleinen, unscheinbaren und wohlverschloffenen Lederkoffer in Empfang nehmen würde.

Warum fehlte mir bloß der Glaube . . .?

Ich verwarf die unnütze Frage. Nach einem Blick auf die Uhr beschloß ich schlafen zu gehen.

Das Leben ift sonderbar. Man ift im Begriffe, fich ins Bett zu legen, fest überzeugt, der Tag sei nun abgeschloffen, nichts fonne mehr geschehen bis zum nächsten Morgen, da man gut oder schlecht gelaunt wieder erwachen wird - und bereits die nächsten Minuten bringen die umfturzenoften Ereigniffe.

An die Rabinenture wurde laut geklopft - zum zweiten Male an diesem Abend.

Einen Augenblick bachte ich, Milica ftunde vor der Tur. Bielleicht mar fie gurudgekehrt, um mir den verweigerten Abschiedskuß zu geben. Das Klopfen wiederholte sich, laut und ungeduldig. Nein, dies konnte Milica nicht sein. In mir war plöglich ein Gefühl, das ich kannte.

Das Gefühl, das immer Katastrophen vorangeht.

Ehe ich noch die Tür erreichte, murde sie geöffnet. Die massige Gestalt von J. B. Lawrence schien ihren Kahmen völlig auszufüllen. Ohne meine Aufforderung abzuwarten, trat der Millionar ein. Er schloß die Tür und fagte: "Ich muß Sie iprechen!"

Es waren fast die gleichen Worte, mit denen vor faum einer Stunde Milica meine Rabine betrat. Lawrence mantte nicht, und seine Stimme klang fast ruhig. Tropbem mußte ich, daß er betrunken war. Er hatte jenes Stadium der Trunkenheit erreicht, in dem die äußeren Anzeichen des Rausches verschwin=

Mein einziger Gedanke war: nur die Ruhe bewahren! Es bestand für mich fein Zweifel, daß Lawrence von dem Besuch Milicas in meiner Kabine wußte. In seinem augenblicklichen Zustande und von Eifersucht geguält, mußte ihm seine Phantafie über unfer Beisammensein Bilder vorgauteln, die auch einen besonneren Mann zum Rasen gebracht hätten.

Wir ftanden uns ftumm gegenüber. Jeder erwartete, daß der andere das tödliche Gefecht eröffne.

Lawrences Nerven waren die schwächeren. "Einer von uns ist hier zuviel!" fauchte er.

Ich schwieg noch immer.

Lawrence griff ploklich in die Tasche, im nächsten Augenblick sab ich eine Bistole in seiner Hand.

Bum Teufel, wollte mich der Rerl übern Saufen ichießen? In seiner Stocktrunkenheit war es ihm zuzutrauen.

Bum Glüd mar der Abstand zwischen uns nur gering. Ich fonnte ihn paden, ohne daß ich mich vom Fled zu rühren brauchte. Obschon mein rechter Urm mir nicht viel nützen konnte, griff ich blitsschnell zu.

Lawrence entfuhr ein kurzer Schmerzenslaut, und er ließ die Bistole fallen. Es war dieselbe, mit der er am Bormittag auf die Bögel geschossen hatte. Sie entlud sich jest. Der Knall in dem geschlossenen Raum war sehr start.

Mein Fuß rubte auf der Waffe; ich war bereit, Lawrence mit einem wohlgezielten hieb niederzuschlagen. Doch er machte keine Anstalten, sich der Bistole zu bemächtigen. Bielleicht täuschte ich mich, als ich annahm, er wollte auf mich, den Wehr= losen, schießen. Denn obschon wohl aus seinen Augen tödlicher Haß sprühte, entging mir nicht ein kurzes verächtliches Zuden um seinen Mund.

"Haben Sie nicht verstanden, daß einer von uns über- flüssig ift!" stieß er heiser hervor.

Ghe ich noch etwas zu erwidern vermochte, drangen erregte Stimmen an mein Ohr

Gleich danach erscholl ein schüchternes Alopsen. Es unterlag keinem Zweisel, der Schuß war auf dem Schiff vernommen worden und jetzt standen erschrockene und neugierige Menschen vor meiner Tür.

Ich sah schnell zu Lawrence, doch der Millionär schien in seinem augenblicklichen Zustand für das Peinliche der Szene kein Verständnis zu haben.

Ohne die Tür zu öffnen, rief ich: "Was ist geschehen? Brennt das Schiff oder meutert die Mannschaft . ?" Meine Stimme sollte leicht und luftig klingen.

"Entschuldigen Sie, Mr. Weindal, aber man will einen Schuß aus Ihrer Kabine vernommen haben . . .", hörte ich die Stimme des irischen Kapitäns.

Ich überlegte, ob ich die Tür öffnen und den Leuten mit wenigen Worten erklären sollte, daß sich der Schuß versehentlich gelöst hatte. Doch als ich Lawrence mit geballten Fäusten und stierem Blick dastehen sah, unterließ ich es. Ich lachte gezwungen: "Ein Schuß in meiner Kabine? Die Leute müssen geträumt haben."

Einen Augenblick herrschte draußen Stille, dann erklang wieder die Stimme des Kapitäns: "Na, dann entschuldigen Sie die Störung, Mr. Weindal . . ."

In diesem Moment hatte ich das unerklärliche Verlangen, die Tür zu öffnen, um den Leuten draußen Einblick in die Kabine zu gewähren. Hätte ich bloß dieser inneren Stimme geshorcht! Aber nein, ich ließ die Leute abziehen.

Lawrence war dem ganzen Borgang unbeteiligt gefolgt. Reglos stand er noch immer auf demselben Fleck. Was sollte ich bloß mit dem Mann anfangen?!

Jett schien der Millionar aus seiner Starre zu erwachen.

"Einer von uns ift überflüffig", wiederholte er ftur.

Ich war derfelben Ansicht.

Ich fagte: "Sie haben recht, einer von uns ist überflüffig — zumindest hier in diesem Raum!"

Er verstand mich nicht, oder er wollte mich nicht verstehen. Er war von seiner firen Idee beseffen.

Wie ein Grammophon, das immer dieselbe Platte leiert, wiederholte er auch jett: "Sie oder ich . . einer ist überflüssig!" Ich gähnte.

Nicht ganz ehrlich, aber der Mann fiel mir wirklich auf die Nerven. Ich sah plötlich in seiner Hand zwei kleine Schacksfiguren. Einen weißen und einen schwarzen Bauern .

Lawrence war in seiner Besessenheit tatsächlich auf die verrückte Idee eines sogenannten amerikanischen Duells versallen. Er hielt jett seine beiden Hände hinter dem Rücken versteckt.

"Wählen Sie!" rief er im befehlenden Tone. "Wer den schwarzen Bauern zieht, muß verschwinden!" Mit dem Kopf wies er auf die noch immer am Boden liegende Bistole.

Ich schwieg.

"Run, warum wählen Sie nicht?! Linke oder rechte Hand?" rief Lawrence ungeduldig.

"Weder die linke noch die rechte. Ich denke nicht daran, auf Ihr finnloses Borhaben einzugehen . . ."

"Feigling!"

"Lawrence, Sie find betrunken! Ich bin bereit, morgen, wenn Sie nüchtern find, mich mit Ihnen zu schießen!"

"Das könnte dem Herrn Meisterschützen passen!" höhnte der Missionär

"Einen Augenblick, Herr! Sie ließen mich nicht zu Ende sprechen. Hören Sie die Bedingungen unseres Zweikampfes: Jeder von uns hält den Zipfel eines Taschentuches in der einen Hand, mit der anderen schießen wir gleichzeitig. Sollten Sie sich bei dieser Distanz noch im Nachteil fühlen, dann können wir meinetwegen ein Damentaschentuch nehmen."

Die Idee war natürlich absurd. Ebenso gut hätten wir jetzt bei finsterer Nacht über Bord springen können. Sonderbarerweise nahm Lawrence meinen Vorschlag ernst.

"Schön, also dann morgen!" brummte er und torkelte grußlos hinaus.

Es waren die letzten Worte, die ich aus seinem Munde hören sollte.

Jest, da ich allein war, bemächtigte sich meiner ein banges, unklares Gefühl. Nicht, als ob ich die Drohungen des Willionärs fürchtete. Aber mein Unterbewußtsein witterte ein kommendes Unheil.

Ich verscheuchte gewaltsam die düsteren Gedanken; ich versuchte, mir einzureden, meine augenblickliche Stimmung sei nur die natürliche Folge der letzten aufregenden Stunden.

Obschon ich befürchtete, wach zu bleiben, schlief ich sehr rasch ein. Ich hatte einen tiesen und traumlosen Schlaf. Als mich ein lautes Pochen weckte, schien es mir, als hätte ich viele Stunden geschlafen. Dann hörte ich die Schiffsglocke: Es war ein Uhr nach Mitternacht.

"Ja", rief ich, und drückte auf den Lichtknopf.

Der alte Steward trat ein.

Mit leiser, etwas knarrender Stimme sagte er: "Bitte die Störung zu entschuldigen. Der Kapitän wünscht Sie dringend zu sprechen, Herr!"

Und ehe ich noch etwas fragen fonnte, fügte der Steward hinzu: "Mr. Lawrence ist soeben erschossen worden."

14. Rapitel.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, welche Wirkung die furchtbaren Worte auf mich hatten.

War ich mehr verblüfft als entsett, hatte mich die Schreckenskunde nur verwirrt oder auch niedergeschmettert? Der Steward zog sich schnell zurück.

Ich blieb eine Weile wie versteinert im Bett sitzen. Als ich endlich nach dem seidenen Hausmantel griff, den mir Lawrence aus seiner Garderobe zur Verfügung gestellt hatte, siel mein Blick auf etwas Weißes, das vor dem Schreibtisch lag. Ich sprang aus dem Bett und hob es auf.

Es war ein kleines Taschentuch. Ein gesticktes "M" in der linken Ecke ließ keinen Zweisel übrig, wem es gehörte. Auch der leise, feine, mir wohlbekannte Dust, der dem Tücklein entströmte, verriet seine Besitzerin.

Aber wie kam das Taschentuch in meine Kabine? Ich war bereit, jederzeit den Eid zu leisten, daß es, als ich zu Bett ging, nicht da war. Mein Blick siel unwillkürlich auf den Schreibtisch, und ich erblaßte.

Die Pistole war verschwunden! Ich hatte sie, als Lawrence gegangen war, vom Boden gehoben und auf den Schreibtisch gelegt. Und jest war die Waffe weg . . .

Ich nahm mir gar nicht die Mühe, mich anzukleiden. Ich schlüpfte in den Mantel, der mir viel zu groß war, und eilte in den Salon.

Bei meinem Eintreten wurde es in dem Raum, in dem ein schaler Geruch nach Schnäpsen, nach Zigarettenrauch und nach irgendeinem Medikament herrschte, merkwürdig still. Dieser Arzneigeruch gab mir plötzlich die törichte Hoffnung, Lawrence sei bloß verwundet und lebe noch.

"Lebt er?" fragte ich erregt.

O'Connor, der Kapitän schüttelte ernst den Kopf. "Herr Lawrence war bereits tot, als man ihn auffand."

"Selbstmord?"

Ich wußte felbst, wie lächerlich diese Frage war. Der Steward hatte doch ausdrücklich gesagt, daß Lawrence getötet wurde.

Außer dem Kapitän befanden sich der Erste Offizier, der Schiffsingenieur und Mrs. Wilson, die gleichzeitig Stewardeß und Milicas Zofe war, im Salon.

Der Kapitän wandte sich jest an die starkfnochige, nicht mehr junge Frau.

Fortsetzung folgt.